

Stefan Gaitanides

Gegen den populistischen Trend: Potenziale der Zuwanderung erkennen und fördern auf dem Wege zu einer ressourcenorientierten und partizipativen Sozialen Arbeit in der Einwanderungsgesellschaft

Erschienen in: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit (TUP) 3/2011, S.192-199

Eine ressourcenorientierte Soziale Arbeit in der Einwanderungsgesellschaft sieht sich heute mehr denn je mit ihrem Gegenspieler konfrontiert: mit medial vermittelten ressentimentgeladenen Negativbildern der Einwanderung. Da der gegenwärtige kontroverse „Megadiskurs“ über die Beurteilung des Integrationsprozesses auch die Diskurse in allen gesellschaftlichen Feldern durchdringt und Ressourcen und Potenziale der Einwanderung nicht erkannt werden können, wenn die soziale Wirklichkeit selektiv durch die Defizitbrille wahrgenommen wird, ist es unumgänglich, sich zunächst einmal mit der von Sarrazin losgetretenen Debatte auseinanderzusetzen.

Die Fixierung auf Defizite und die von Sarrazin angestoßene Debatte über angebliche „Integrationsverweigerer“

Die Etikettierung von Zuwanderern als „integrationsunfähig und –unwillig“ ist nicht neu. Sie begleitet die „Ausländerfrage“ seitdem sich die dauerhafte Niederlassung der „Gastarbeiter“ ab Mitte der 70er Jahre abzeichnete. Dies war aber eher eine Begleitmusik, deren schrillen Töne eher von der extremen rechten Szene orchestriert wurden. Thilo Sarrazin hat 2010 mit seinem Buch „Deutschland schafft sich ab“ den Vorwurf der Integrationsunfähigkeit und –unwilligkeit – diesmal der Muslime – neu befeuert (Sarrazin 2010). Dass sein Buch zum Bestseller wurde und die Medienhype fast ein halbes Jahr lang die „knappe Gut Aufmerksamkeit“ (Luhmann) auf sich lenken und dabei wichtige Themen wie die Finanzmarktregulierung verdrängen konnte, zeigt, dass er bei großen Teilen der Bevölkerung einen Nerv getroffen hat. Er spreche aus, was die meisten dächten – so der Tenor der Leserbriefseiten auch seriöser Printmedien. Endlich sage mal Jemand „was Sache ist“ und was von Integrationspolitikern, Migrationssoziologen und Gutmenschen unter den Teppich von „Political Correctness“ gekehrt werde.

Es wäre verwunderlich, wenn sich die mit so hoher Medienaufmerksamkeit ausgetragene kontroverse Debatte nicht auch auf die Sicht der Beschäftigten der Sozialen Arbeit in dieser oder jener Weise auswirken würde. Da es die Soziale Arbeit schwerpunktmäßig mit den Migranten zu tun hat, bei denen sich Integrationsprobleme häufen, könnte die Verengung des Blickes auf die eigene Klientel dazu verführen, die eigenen selektiven Erfahrungen zu verallgemeinern und der Diagnose Sarrazins beizupflichten – zumal, wenn die Arbeit mit Migranten weniger erfolgreich ist. Dann kann der berufliche Misserfolg leicht auf die lernunfähige- und lernunwillige, in ihre Kultur eingeschlossene Klientel geschoben werden. Thilo Sarrazin zeichnet ein extrem negatives Bild von den Zuwanderern insbesondere muslimischer Herkunft. Ein stetig wachsender Teil – auch in der Generationenfolge – sei auf Grund von Sprach- und Qualifikationsdefiziten von Sozialtransfers abhängig und mache es sich in Harz IV bequem. Viele Zuwanderer verweigerten sich dem Deutschlernen und vererbten ihre Integrationsdefizite durch ihren rückwärtsgewandten traditionellen Lebensstil und den Rückzug in Parallelgesellschaften an ihre Kinder. Verdichtet werden diese Zuschreibungen in dem Etikett „Integrationsverweigerer“. Sarrazin führt die so definierten Defizite nicht allein auf – aus seiner Sicht – tief verwurzelte und kaum veränderbare kulturelle Prägungen zurück, die mit den Anforderungen unserer modernen Gesellschaft

inkompatibel seien, sondern begründet sie teils auch mit der minderen genetischen Intelligenz-Ausstattung bestimmter ethnischer Zuwanderergruppen. Schockierend an der Sarrazin-Hype war und ist nicht allein der Rückfall in den biologistischen Rassismus, sondern vor allem die breite Zustimmung, die seine ethnisierende Zustandsbeschreibung und seine Problemdiagnose erfahren haben. Dies obwohl die wenigsten Applaudere sich wohl durch das Datenkonvolut von Sarrazins Buch durchgearbeitet und die Gegendarstellungen der einschlägigen empirischen Sozialwissenschaft zur Kenntnis genommen haben. Entgegen der Schwarzmalerei des Sarrazinbuches belegen die repräsentativen Integrationsstudien der letzten Jahre einen stetigen positiven Integrationstrend – v.a. auch im Generationsmaßstab. Dies gilt auch für die Zuwanderfamilien muslimischer Herkunft (Foroutan 2010, SVR 2010, BAMF 2010). Die von vielen „gefühlte“ Desintegration kontrastiert mit dem empirisch belegbaren Integrationstrend (vgl. N. Foroutan: „Wahrheit und Gefühl“, FR 18. 12. 2009).

Abwertung von Arbeitslosen und Migranten und Angst vor dem Sozialen Abstieg

Bei der Zustimmung zu Sarrazins Situationsbeschreibungen handelt sich daher eher um sozialpsychologisch interpretierbares Wahrnehmungs- und Deutungsmuster, die durch soziologische Aufklärung allein nur schwer aufzubrechen sind. Populistische, fremdenfeindliche Töne erreichen heute auch deshalb weite Kreise der so genannten „Mitte der Gesellschaft“, weil sich diese Mitte zunehmend von den sozialen Verwerfungen des ökonomischen Globalisierungsprozesses und den Folgen neoliberaler Krisenbewältigungsstrategien bedroht fühlt. Die zunehmende Angst vor dem sozialen Absturz unterminiert die Bereitschaft vieler Besserverdienender zum sozialen Ausgleich. In einer Zeit in dem „jedem das Hemd näher ist als der Rock“, fallen populistische Argumente des Rückbaus der sozialen Sicherung für das unteren Drittel der Gesellschaft und die Propagierung einer Steuer- und Sozialpolitik, die die Mittelschicht begünstigt, auf fruchtbaren Boden. Moralische Skrupel bei der Aufkündigung der Solidarität mit den von der Krise am meisten Betroffenen können verdrängt werden mittels deren Diffamierung als Nichtsnutze und Nichtskönner im Gegensatz zum Selbstbild als „Leistungsträger, die den Karren für alle ziehen müssen“ (O-Ton Westerwelle). Dieser Trend lässt sich nicht nur an den öffentlichen Debatten ablesen. Empirische Befragungen wie die Langzeitstudie zur „Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“ verweisen auf den Zusammenhang zwischen zunehmenden sozialen Abstiegs- und Absturzängsten und der schwindender Bereitschaft zu Teilen, der Abwertung von Langzeitarbeitslosen, zunehmender Einklagung von Etabliertenvorrechten und zu kulturellen Überfremdungsängsten durch den Islam. Am stärksten ist diese Zunahme bei den Besserverdienenden (IKG 2010: 9). Die Bielefelder Forschungsgruppe spricht in diesem Zusammenhang von der „Verrohung der Bürgerlichkeit“. „Zivilisierte, tolerante, differenzierte Einstellungen in höheren Einkommensgruppen scheinen sich in unzivilisierte, intolerante – verrohte – Einstellungen zu wandeln“. Ungeniert würde ein „semantischer Klassenkampf“ von oben offenbart (ebdt.: 16). Trifft diese Diagnose zu so, müssten die Integrationsverweigerer eher in den sich sozial nach unten abschottenden Mittel- und Oberschichten zu suchen sein (vgl. auch von Lucke 2009: KapVIII Der neue Klassenkampf). Politiker der großen Volksparteien werden durch diese Stimmungslage in die Defensive getrieben und vor allem die regierende CDU/CSU sieht sich gezwungen den Krebsgang in der Integrationspolitik anzutreten, um am rechten Rand keine Wähler an eine zukünftige rechtspopulistische Partei zu verlieren. Dem Ruf nach der Bestrafung von hartnäckigen „Integrationsverweigerern“ folgend, werden Sanktionen angedroht. Statt die politische Initiative auf die konsequente Umsetzung der Förderversprechen des Integrationsplans zu fokussieren, wird die Bringschuld des Integrationsprozesses wieder einseitig den Migranten zugeschoben und eine Politik des strafbewehrten Einforderns von Integrationsanstrengungen der Migranten angekündigt.

Was heißt Ressourcenorientierung in der Sozialen Arbeit mit Migranten?

Nach diesem aus aktuellem Anlass gebotenen notwendigen Prolog kommen wir zur engeren professionsbezogenen Themenstellung: Was heißt ressourcenorientierte, partizipative Soziale Arbeit in der Einwanderungsgesellschaft?

Wie bereits oben angedeutet ist das Erkennen und Entwickeln der Potenziale der Zuwanderungsbevölkerung für eine gelingende Soziale Arbeit von zentraler Bedeutung und damit die Abkehr vom defizitorientierten Blick. Das heißt nicht: wegschauen, schönreden, sondern da, wo es Schwierigkeiten gibt, Anfänge suchen, die Menschen da abholen wo sie sind, an den Ressourcen der Lebenswelt anknüpfen, mit den Worten des Doyens der „lebensweltorientierten Sozialen Arbeit“ Hans Thiersch: „... ein gleichsam wünschelrutengängerhaftes Talent praktizieren, Ansatzpunkte für Veränderungen, Korrekturen, Bewegungen finden, hermeneutisch-mäeutisch [Mäeutik: Hebammenkunst] also Chancen sehen und nutzen“ (Thiersch 2002:195).

Ressourcenorientierung!? ... Das heißt, die kulturellen Traditionen und die familiären Netzwerke auch als eine wichtige stabilisierende Identitäts- und Solidaritätsressource begreifen lernen und nicht nur als eine Abhängigkeitsfalle und ein rückwärtsgewandtes Unterstützungs-Angebot. So hebt der 6. Familienbericht die materielle und emotionalen Unterstützung durch die Migrantenfamilien hervor, u.a. auch die Bedeutung der starken Geschwisterbindung und -solidarität, die auch in Familienkrisen und bei Generationskonflikten eine wichtige Stütze sein kann (BMFSFJ 2000:111-115).

Ressourcenorientierung!? ... Das heißt zugleich, die traditionelle kulturelle Prägung der Familien nicht überbewerten und die Dynamik des Sozialen Wandels im Heimatland wie in der Einwanderungssituation zur Kenntnis nehmen, an der emanzipatorische Soziale Arbeit anknüpfen kann (vgl. Beiträge: Sachverständigenkommission 6. Familienbericht 2000).

Ressourcenorientierung!? ... Das heißt, die besonderen interkulturellen Handlungskompetenzen wahrnehmen, die Menschen mit einer Wanderungsbiographie entwickeln können bzw. deren Kinder, die sich tagtäglich zwischen unterschiedlichen kulturellen Orientierungssystemen bewegen müssen: die Fähigkeit zum Perspektivenwechsel und zur Rollenflexibilität, zur Ambiguitätstoleranz und zur Entwicklung innovativer hybrider Identitätskonstruktionen. In der Türkei, heißt es: „zwei Sprachen, zwei Menschen!“ (Badawia 2007, Folie 6, vgl. auch 2002)

„Wir arbeiten ressourcenorientiert!“ – leichter gesagt als getan

„Wir arbeiten ressourcenorientiert!“ ... Welcher Flyer einer Einrichtung behauptet das nicht von sich. Ressourcenorientierung ist leichter gesagt als unter Handlungsdruck im täglichen Arbeitsvollzug umgesetzt. Nur allzu leicht wird auf stereotype Muster zurückgegriffen, die scheinbare Handlungssicherheit stiften. Die langjährigen Erfahrungen des Verfassers mit fallorientierter Praxisreflexion – mit Praktikanten wie Berufstätigen – zeigen, wie schwierig die Habitualisierung eines ressourcenorientierter Blickes ist. Appelle reichen nicht aus. Die Umsetzung dieser Haltung in die tägliche Praxis setzt eine intensive selbstreflexive- und wissensbasierte Auseinandersetzung mit tief verwurzelten Selbst- und Fremdbildkonstruktionen voraus, – eines der zentralsten Essentials interkultureller Kompetenz. Darin sind sich die unterschiedlichen Lager der interkulturellen und antidiskriminierenden Pädagogik und Sozialpädagogik einig (Gaitanides 2009: 542ff).

Überwindung der Defizitorientierung im Bildungsbereich

Von großer Bedeutung ist die Ressourcenorientierung auch für das (sozial)pädagogische Personal der Schulen. Negative Erwartungen des (sozial)pädagogischen Personals gegenüber Schülerinnen und Schülern mit Migrationshintergrund können zur „selffulfilling prophecy“ werden. Sie blockieren die Entfaltung der Potenziale durch Minderung des Selbstvertrauens und vermehrte Versagensängste. Zu diesem Ergebnis kommt unter anderem eine Metastudie des Wissenschaftszentrums Berlin. Sie hat internationale Studien über die psychosozialen Ursachen von eingeschränkten Bildungschancen von Migranten- und Unterschichtenkindern ausgewertet. Die Forscher empfehlen daher eine „Optimierung der Leistungserwartungen“ des pädagogischen Personals, kombiniert mit der Entwicklung von individualisierten Lernförderkonzepten, sowie einer Verankerung Mut machender Erwartungen in der Schulkultur (Schofield 2006). Als ein Beispiel der von den Forschern vorgeschlagenen „Optimierung der Erwartungshaltung“ kann die Werkrealschule Tübingen Innenstadt angeführt werden, deren Schüler aus einem sozial benachteiligten Einzugsgebiet kommen und zu circa 50 Prozent einen Migrationshintergrund haben. Diese Ganztagschule ist vergleichsweise sehr erfolgreich, weil sie unter anderem sehr viel von ihren Schülerinnen und Schülern erwartet. Die pädagogische Devise heißt: optimale Ziele anstreben, um suboptimale zu erreichen. „Keiner bleibt zurück!“, „alle schließen ab!“, „Jede/r bekommt einen Ausbildungsplatz!“, „Jede/r kann etwas, was andere nicht können, und stellt dies der Schulöffentlichkeit vor!“. Die Schüler werden zur Erreichung dieser Ziele durch interne Differenzierung, ein dichtes Betreuungsnetz, enge Vernetzung mit Jugendhilfe und Ausbildungsbereich und vor allem eine intensive Kulturarbeit unterstützt, die maßgeblich zur Steigerung des Selbstwertes und der Selbstreflexionsfähigkeit beiträgt. Der Focus bei der Begegnung mit den Schülern liegt auf den Schwerpunkten: „Was kannst Du? – Was brauchst Du noch?“ statt auf: „Das ist (noch) falsch“ – „...Du hast schon wieder...“ (Werkrealschule Tübingen Innenstadt 2010: ppt Folie 6). Allerdings muss gesagt werden, dass Beispiele von „best practice“ oft schwer übertragbar sind. Eine noch so gute ressourcenorientierte Pädagogik und Soziale Arbeit kann die strukturelle Benachteiligung von Migranten z.B. durch das dreigliedrige, monolinguale Schulsystem nicht aus der Welt schaffen. Und auch die Vision einer Gemeinschaftsschule scheint auf absehbare Zeit nur als ein Wahlangebot für die benachteiligten Quartiere politisch durchsetzbar (vgl. Hamburger Bürgerentscheid). Und ein noch so gutes Bildungssystem wird die Folgen von Armut, Stigmatisierung und den Einfluss prekärer Arbeits- und Lebensbedingungen auf die Lebenschancen der Kinder nicht grundsätzlich beheben können. Es geht in der Sozialpädagogik nicht um die Propagierung eines illusorischen oder gar zynisch klingenden „positiv thinking“, sondern um ein gestärktes Vertrauen in die Selbstwirksamkeit der Adressaten, mit dem sie die trotz alledem vorhandenen Handlungsspielräume nutzen können.

Entgegen weit verbreiteten Zuschreibungen: Migranteneltern sind kooperativ

Die Potenziale der Kinder können nicht realisiert werden, ohne die Nutzung und Förderung der Erziehungskompetenz der Eltern und die Entwicklung von Erziehungspartnerschaften zwischen Elternhaus und Bildungseinrichtungen. Hier kommt der Sozialpädagogik eine wichtige Brückenfunktion zu. Häufig schiebt das pädagogische und sozialpädagogische Personal den schwarzen Peter für mangelhafte Kooperation den Elternhäusern zu. Sie zeigen kein Interesse für die Schule oder würden den Bildungsauftrag gänzlich an die Schule delegieren (Gomolla 2011: 449f). Bei einer vom Verfasser in einer Frankfurter Nachbargemeinde durchgeführten Befragung über die wechselseitige Fremd- und Selbstwahrnehmung von Eltern mit Migrationshintergrund und pädagogischen Fachkräften wurde deutlich, wie sehr die mangelhafte Elternbeteiligung durch die fehlenden sprachlichen Voraussetzungen der Mütter – oft nachgereisten Ehegattinnen – bedingt ist, durch Unkenntnis des deutschen Schulsystems, den geringen zeitlichen Dispositionsspielraum – respektive von

Vätern in prekären Arbeitsverhältnissen aber auch durch das Machtgefälle in der Kommunikation. Dennoch fanden sich in der Untersuchung einige sehr aktive, qualifizierte Eltern der zweiten Generation, denen es gelingt als Multiplikatorinnen die Eltern zu mobilisieren und ihnen Informationen zu vermitteln. Eine interviewte Elternbeirätin im Kindergarten ruft z.B. alle Eltern nach muttersprachlicher schriftlicher Benachrichtigung nochmals am Vortag des Elternabends an und sagt den Müttern, die kaum deutsch sprechen können: „Geht trotzdem hin, dann sieht die Erzieherin, dass ihr euch interessiert, dann geht sie besser mit eurem Kind um“.

Einige dieser Stadtteilmütter wurden zu Elterncoacherinnen ausgebildet. Sie berichten aber, dass sie eher als Feuerwehr bei Konflikten eingesetzt werden, als dass sie um Rat aus der Sicht ihrer lebensweltlichen Hintergrundkenntnisse gebeten werden. Die PädagogInnen reagierten auch distanziert auf ihre Änderungsvorschläge in Richtung interkultureller Öffnung. Einerseits wird der Mangel an Beteiligung beklagt andererseits wünscht man/frau sich auch nicht so sehr, dass in die eigene Arbeit hineingeredet wird. Eine Double-Bind-Botschaft, die Beteiligung will aber nur nach den eigenen Regeln (Gaitanides 2007, 2008: 157ff).

Interkulturelle Teams verbessern die Effektivität und haben Symbolwirkung

Eine ressourcenorientierte und partizipative Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft misst sich auch an dem Beschäftigungsgrad von MitarbeiterInnen mit Migrationshintergrund. Dabei geht es nicht nur um die produktivitätssteigernde Erschließung von Human Resources sondern auch um symbolische Repräsentanz und berufliche Gleichstellung.

Es gibt hinreichende empirische Hinweise dafür, dass die Zugangsschwellen von Migranten zu Sozialen Diensten durch die Beschäftigung von muttersprachlichen Fachkräften signifikant gesenkt werden. Dies liegt an einer Gemengelage von muttersprachlichen Kenntnissen, landsmannschaftlichen Vertrauensbonus, geteilter Migrationserfahrung und kulturellem Wissen. Auch können manchmal unumgängliche konfrontative Appelle besser angenommen werden, weil Kritik von „den eigenen Leuten“ weniger abgewehrt wird. Zudem erleichtern die „eigenen Leute“ die Identifikation mit alternativen Rollenvorbildern, die sich von traditionellen Geschlechter- und Altersrollen abheben. Migrantische Mitarbeiter haben einen leichteren Zugang zu den Migranten-Netzwerken und Organisationen. Der Vertrauensvorschuss kann sich auf das gesamte Team übertragen. Der Austausch und die Ausbalancierung unterschiedlicher Perspektiven in der Teamentwicklung stärkt die interkulturelle Kompetenz des gesamten Teams (Gaitanides 2008b).

Statt entmündigende „fürsorgliche Belagerung“ partizipatives Empowerment

Von zentraler Bedeutung für die Entwicklung einer ressourcenorientierten und partizipativen Sozialen Arbeit im Allgemeinen wie im besonderen Falle der Arbeit mit Migranten, denen im öffentlichen Diskurs immer wieder ein Mangel an Selbstverantwortung und Handlungskompetenz zugeschrieben wird, ist eine die Selbsthilfekräfte der Klientel anregende Arbeitshaltung und Arbeitsweise. Das Phänomen der erlernten Hilflosigkeit durch eine Hilfe, die einem zuviel abnimmt, wird in der Sozialen Arbeit seit Jahrzehnten, spätestens seit Wolfgang Schmidbauers „hilflose Helfer“ diskutiert (Schmidbauer 1983).

Der paternalistischen oder besser maternalistischen Sozialen Arbeit wird der Empowerment-Ansatz als Kontrastprogramm entgegengesetzt. Er liefert wichtige Hinweise für die Hebammenkunst der Aktivierung von Selbsthilfekräften – auf der individuellen wie der kollektiven Ebene. „Empowerment“ im Kontext der Sozialen Arbeit meint die Selbstermächtigung der Rat und Hilfe Suchenden durch eine Zurücknahme von Expertenmacht und die Aushandlung von sozialen Dienstleistungen in einem idealerweise gleichberechtigten Dialog. Wie es so schön heißt: „Die NutzerInnen sind die besten Experten

für sich selbst und ihre Lebenswelt“ – oft gesagt aber nicht immer befolgt (Herringer 2010). Hinweise dafür, dass z.B. die Praxis der Hilfeplanung der Jugendämter bei Migrantenfamilien diesem Anspruch kaum genügt, hat eine exemplarische Untersuchung des Deutschen Jugendinstituts ergeben (Kappel u.a. 2004). Das scheinbar Paradoxe ist: Durch die Zurücknahme von Macht können letztlich beide Seiten ihre Potenziale besser entfalten. Die Professionellen erreichen ihre Ziele leichter, schneller und nachhaltiger und die Hilfebedürftigen entdecken ihre Selbstwirksamkeit, anstatt von Hilfe abhängig zu bleiben. Dies ist auch etwas, was z.B. migrantische Mitarbeiter bezüglich ihrer muttersprachlichen Sonderrolle lernen müssen ebenso wie die Fachkräfte ohne Muttersprachenkenntnisse: Die Entlassung der Klientel aus der Abhängigkeit von Übersetzungstätigkeit. Wie das gelingen könnte, kann an einem dokumentierten Beispiel aus der Praxis der Kooperation zwischen SPFH und Jugendamt illustriert werden.

Y., eine sozialpädagogische Familienhelferin mit türkischen Wurzeln, die bei einem freien Träger in Berlin beschäftigt ist, begleitet ihre schlecht Deutsch sprechende Klientin zum Jugendamt und bittet die dortige Fachkraft, während des Gesprächs Blickkontakt zur Klientin aufzunehmen. Die gleiche Anweisung bekommt die Klientin. Sie selbst übersetzt wörtlich in kleinen Schritten und verhindert auf diese Weise die Delegation der Gesprächsführung an sie als Fachkraft. Die Klientin hat ein Erfolgserlebnis. Es funktioniert. Sie beschließt, einen Sprachkurs zu besuchen und wird langsam unabhängig von der Begleitung durch die muttersprachliche Fachkraft (Yolci 2009: 56f).

Kooperation und Vernetzung mit Migratenselbstorganisationen

Empowerment schließt auch die Aktivierung der potenziellen kollektiven Ressourcen informeller und formeller Netzwerke der Lebenswelt mit ein. Damit kommen wir zu einem weiteren Meilenstein auf dem Weg zu einer ressourcenorientierten und partizipativen Sozialen Arbeit mit Migranten: zur Optimierung der Kooperation mit den MSO. Migrantenvereine beklagen immer wieder, dass sie als Wasserträger für die Inszenierung des „kulinarischen Multikulturalismus“ bzw. als Feuerwehr bei Konflikten angefragt werden. Sie fühlen sich aber nur selten als Partner, mit denen auf gleicher Augenhöhe auch über substanziellere Fragen verhandelt wird (Weiß 2011). Auch hierbei geht es darum, etwas von den eigenen Privilegien abzugeben, um die kollektiven Selbstorganisationskräfte zu stärken – z.B. durch Programmberatung, Zurverfügungstellung räumliche Ressourcen, Vermittlung zu kommunalen Entscheidungsträgern, die über Zuschussmittel verfügen, Schulungsangebote. Hierdurch macht sich die sozialraumorientierte professionelle soziale Arbeit keineswegs überflüssig vielmehr sind in der Praxis Synergieeffekte zu beobachten. Die Zugangsschwellen zu den eigenen Angeboten werden gesenkt. Die Nachfrage v.a. an präventiven Informationsangeboten und Joint Ventures steigt. Die beteiligten MSO gewinnen an Profil. Viele Selbstorganisationen öffnen sich zunehmend für die Stadtteilarbeit und Elternbildung. In Berlin hat die Senatsverwaltung daher einen Fond für Tandem-Projekte eingerichtet, der ausschließlich der kooperativen Projektentwicklung zwischen professioneller Sozialarbeit und Migratenselbstorganisationen dient. Als ein Beispiel sei hier das „Netzwerk zur Elternaktivierung und -beteiligung in der Berliner Innenstadt“ genannt, das im Dialog zwischen einem etablierter professionellen Träger, der RAA-Berlin, dem Roma-Verein MeDIA-RrOMA und der Arabischen Eltern-Union entwickelt wurde, und das stark in die „Communities“ hineinwirkt (<http://www.raa-berlin.de>). Neben den Vereinen entstehen immer mehr informelle Frauengruppen, die sich gegenseitig unterstützen und im Stadtteil engagieren. Aus ihren Kreisen werden häufig Multiplikatorinnen mit interkultureller Brückenfunktion rekrutiert in Programmen, die nach dem „peer-to-peer“ Beratungskonzept arbeiten und im Sozialraum aktiv werden, wie: „Stadtteilmütter“, „Migranten für Migranten“, „FemmesTische“ (Gaitanides 2011: 329f). Begünstigt wird die Aktivierung von MultiplikatorInnen durch die „Projekte Soziale Stadt“, durch die

Vermittlung eines interkulturell geöffneten Quartiersmanagements. Dies haben beispielsweise im südhessischen Raum die Projekte Darmstadt/ Kranichstein-Süd bzw. Eberstadt-Süd und Raunheim/Ringstraßensiedlung vorbildlich vorexerziert (Otman 2006, Gaitanides 2006: 201ff).

Während einige Vereine aus dem Kreis der südeuropäischen „Gastarbeiter“-Nationalitäten wegen Überalterung dahindümpeln, florieren die der Neuzuwanderer aus Osteuropa und die religiösen Organisationen der Muslime. Immer mehr Qualifizierte und in Deutschland aufgewachsene junge Menschen mit Migrationshintergrund mischen sich in die Vorstandsarbeit ein oder gründen eigene Vereine. Sie haben ein eminentes Interesse, an der Bildung ihrer Kinder und am friedlichen Zusammenleben wie auch an dem Abbau von Vorurteilen und Diskriminierung, von denen auch Qualifizierte Migranten betroffen sind (u.a. Ergebnisse der Motivforschung des Autors bei einem von ihm an der FH Frankfurt/M durchgeführten Weiterbildungsprojekt mit Multiplikatoren aus Migrantenvereinen). Einige von Ihnen, die über eine einschlägige Ausbildung verfügen, gründen auch eigene professionelle Träger der Sozialen Arbeit und sind sehr erfolgreich dank ihres ausgeprägten interkulturellen Profils (vgl. z.B. KuBi/ Frankfurt: Jugendsozialarbeit, Lebenswelt Berlin: SPFH).

Solidarität vor Ort stärkt Selbstwert und kollektive Handlungsfähigkeit

Zum Schluss soll noch einmal der Faden der kritischen Auseinandersetzung mit der eingangs skizzierten Stigmatisierungskampagne aufgenommen und ein Begriff in die Debatte geworfen werden, der im Titel des Beitrags nicht auftaucht, einen Begriff, der durch den Siegeszug des neoliberalen Paradigmas an den Rand gedrängt und als sentimentales „Gutmenschentum“ in Misskredit gebracht wurde: das ethische Postulat der „Solidarität“.

Empowerment-Strategien machen nicht an den Grenzen des beruflichen Auftrags im engeren Sinne halt. Sie schließen auch die Stärkung der kollektiven Handlungsfähigkeit von Minderheiten durch symbolische Anerkennung und die Schmiedung von Bündnissen mit ein. Es erscheint mir wichtig, dass die professionelle sozialarbeiterische Szene immer wieder die Stimme in der Öffentlichkeit erhebt, wenn ihre Zielgruppen in populistischen Debatten diffamiert werden. Es stärkt das Selbstwertgefühl und damit die Handlungsfähigkeit der Diskreditierten, wenn ihnen in der Öffentlichkeit des Stadtteils oder der Kommune der Rücken durch solidarische Gegendiskurse gestärkt wird. Öffentlich Stellung-Nehmen, tut einem auch selber gut. Der Angriff auf die Integrität des Anderen und die Pluralität von Lebensstilen ist auch einer auf mich, auf mein Menschen- und Gesellschaftsbild, meinen Lebensstil. Er ist auch ein Angriff auf die ethischen Grundsätze einer Sozialen Arbeit, die sich als „Menschenrechtsprofession“ versteht.

Wichtig erscheint aber auch, dass von der sozialen Arbeit Impulse für eine Solidarisierung der Benachteiligten gleich welcher Herkunft im sozialen Nahraum ausgehen und seien sie noch so sehr in ethnische Gruppenidentitäten aufgespalten. Warum nicht die scheinbar abgegriffene Parole „Gemeinsam sind wir stärker“, die in der Bürgerinitiativbewegung Hochkonjunktur hatte, wiederaufleben lassen und die Aufmerksamkeit auf die Gemeinsamkeit der Interessen der Stadtteilbewohner lenken. Warum nicht gemeinsame Projekte initiieren, die auch nachhaltige Begegnungsmöglichkeiten schaffen. Die sozialpsychologische Forschung ist sich darüber einig, dass Inszenierungen von Intergruppenkontakten im Rahmen von Projekten, die an gemeinsamen Lebenslagen und Interessen ansetzen, am besten geeignet sind, wechselseitige Vorurteile abzubauen und Allianzen zu schmieden (Hewstone 2004).

Literatur:

- Badawia, Tarek (2007): „Bin Migrant, biete Vielfalt“. Vortrag pdf-datei, URL:
<http://www.hwk-hannover.de/webview23/view?onr=23&pnr=665> (Zugriff: 2.3.2011)
- Badawia, Tarek (2002) : „Der Dritte Stuhl“ – Eine Grounded Theory-Studie zum kreativen Umgang bildungserfolgreicher Immigrantenjugendlicher mit kultureller Differenz.
Frankfurt a.M.
- BAMF – Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (2010): Fortschritte der Integration. Zur Situation der fünf größten in Deutschland lebenden Ausländergruppen
- BMFSFJ – Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2000). Familien ausländischer Herkunft in Deutschland. Sechster Familienbericht. Berlin
- Foroutan, Naika (Hg.): Sarrazins Thesen auf dem Prüfstand. Eine empirische Widerlegung zentraler Thesen Thilo Sarrazins mit Bezug auf Muslime in Deutschland
<http://www.heymat.hu-berlin.de/dossier-sarrazin-2010>
- Gaitanides, Stefan (2006): „Wir müssen mehr miteinander reden!“ Migranten und Deutsche im Stadtteil. Frankfurt/Main
- Gaitanides, Stefan (2007): „Man müsste mehr voneinander wissen!“ Umgang mit kultureller Vielfalt im Kindergarten. Frankfurt a.M.
- Gaitanides, Stefan (2008): „... egal was für einen Hintergrund sie haben, es sind doch alles unsere Schüler.“ Schule und Familien mit Migrationshintergrund – eine Gemeindestudie. Frankfurt a.M.
- Gaitanides, Stefan (2008b): Interkulturelle Teamentwicklung – Beobachtungen in der Praxis. In Auernheimer, Georg (Hg.)(2008): Interkulturelle Kompetenz und pädagogische Professionalität. 2. aktualisierte und erweiterte Auflage. Wiesbaden, S. 153-172
- Gaitanides, Stefan (2009): Soziale Arbeit in der Einwanderungsgesellschaft – ihr (möglicher) Beitrag zu Integration und Partizipation. In Gesemann, Frank/ Roth, Roland (Hg.): Lokale Integrationspolitik in der Einwanderungsgesellschaft. Migration und Integration als Herausforderungen der Kommunen. Wiesbaden S. 533-554
- Gaitanides, Stefan (2011): Zugänge der Familienarbeit zu Migrantenfamilien. In: In: Marschke, Britta/ Brinkmann, Heinz Ulrich (Hg.)(2011): Handbuch Migrationsarbeit. Wiesbaden, S. 323-333
- Gomolla, Mechtild (2011): Partizipation von Eltern mit Migrationshintergrund in der Schule. In Fischer, Veronika/ Springer, Monika (Hg.): Handbuch Migration und Familie. Schwalbach/Ts, S. 446-457
- Herringer, Norbert (4. Aufl. 2010): Empowerment in der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. Stuttgart
- Hewstone, Miles (2004): Neuere Forschungen über Intergruppenkonflikte: Konsequenzen für den Umgang mit Migration und Integration. Hrsg. Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB) www.wz-berlin.de/zkd/aki/files/Hewstone-Rede.pdf (Zugriff 25.6. 2007)
- Kappel, M./Straus, F. /Weiterschan, W. (2004): Interkulturelle Aspekte bei der Durchführung des Hilfeplanverfahrens. Expertise im Rahmen des „Modellprogramm zur Weiterentwicklung des Hilfeplanverfahrens“ des Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ). München
- IKG – Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung Universität Bielfeld (2010): Deutsche Zustände – Unruhige Zeiten. Presseinformation zur Präsentation der Langzeituntersuchung Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit (GMF). 03.12.2010
- v. Lucke, Albrecht (2009): Die gefährdete Republik. Von Bonn nach Berlin. Berlin
- Otman, Alp (2006): Aspekte der Partizipation von MigrantInnen im Stadtteil. Darmstädter Erfahrungen im Rahmen des Projektes „Soziale Stadt“. In: Zeitschr. für Migration und Soziale Arbeit 1/ 2006, S. 28-36

- Thiersch, Hans (2002): Positionsbestimmungen der Sozialen Arbeit. Weinheim/München, S.191-201
- Sachverständigenkommission 6. Familienbericht (Hg.)(2000): Familien ausländischer Herkunft in Deutschland: Empirische Beiträge zur Familienentwicklung und Akkulturation. Materialien Bd I. Opladen
- Sarrazin, Thilo (2010): Deutschland schafft sich ab. München
- Schmidbauer, Wolfgang (1983): Helfen als Beruf. Die Ware Nächstenliebe. Reinbek bei Hamburg
- SVR – Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Integration und Migration (2010): Einwanderungsgesellschaft 2010. Jahresgutachten 2010 mit Integrationsbarometer http://www.svr-migration.de/wp-content/uploads/2010/11/svr_jg_2010.pdf
- Ward Schofield, Janet (2006): Migrationshintergrund, Minderheitenzugehörigkeit und Bildungserfolg Forschungsergebnisse der pädagogischen, Entwicklungs- und Sozialpsychologie. Arbeitsstelle Interkulturelle Konflikte und gesellschaftliche Integration (AKI) Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB) AKI-Forschungsbilanz 5, URL: <http://www.aki.wz-berlin.de> (Zugriff 3.5.2008)
- Weiss, Karin (2011): Migrantenorganisationen als Motoren der Integrationsarbeit. In: Marschke, Britta/ Brinkmann, Heinz Ulrich (Hg.)(2011): Handbuch Migrationsarbeit. Wiesbaden, S. 80-91
- Werkrealschule Tübingen Innenstadt (2010): Ein integriertes Konzept zur Förderung von Jugendlichen, konzeptionelle Bausteine. Power-Point Präsentation. URL <http://www.hsi-tuebingen.de/konzepte.html> (Zugriff 3.2.2011)
- Yolci, Sahibe (2009): Möglichkeiten der Netzwerkarbeit in der interkulturellen Jugendhilfe. In: LebensWelt gGmbH Berlin (Hg.): Erfahrungsberichte und Praxisbeispiele. Interkulturelle Jugendhilfe. Jubiläumsausgabe. Berlin, S. 33-84